

Sprachwunden, Verdachtshermeneutik, semantische Fallen – eine lose Sammlung
Judith Kasper

1. Adressierung

Im Feld der Bemühungen, dem ebenso insistenten wie aktuellen Problem des Antisemitismus auf die Spur zu kommen und es zu überwinden, möchte ich zunächst drei wichtige Ansätze festhalten: die kritische Aufarbeitung historischer Begründungszusammenhänge; die soziopolitische Gegenwartsdiagnose; die Formulierung pädagogischer Aufträge, ein Bewusstsein für antisemitische Stereotypen zu wecken und Antisemitismus durch Aufklärung und Bildung zu bekämpfen.¹

Eine psychoanalytische Annäherung an die Insistenz von Antisemitismus geht anders vor. Sie ist bemüht, etwas an der unbewussten Struktur des Antisemitismus zu benennen, diese punktuell zu berühren. Wenn man diesen Auftrag ernst nimmt, betrifft er auch noch die eigene kritische Rede über den Antisemitismus, die vor unbewusstem Antisemitismus nicht geschützt ist. Dessen eingedenk zu sein, darin sehe ich Schwierigkeit und Herausforderung zugleich.

Es gilt eine spezifische Unmöglichkeit anzuerkennen, *über* Antisemitismus zu sprechen. Denn es gibt hier kein Sprechen, das sich auf ein von der Position des Sprechenden und Schreibenden abgetrenntes und objektivierbares Problem richten würde. Zugleich gilt es, die Notwendigkeit anzuerkennen, etwas am insistierenden Antisemitismus immer wieder von Neuem zu adressieren, weil er eine unerträgliche Gewalt, einen zerstörerischen und auch selbstzerstörerischen Trieb darstellt. So sind die folgenden Aufzeichnungen entstanden. Vor diesem Hintergrund wünsche ich mir, dass sie gelesen würden. Es handelt sich nicht um Definitionsversuche von Antisemitismus; auch nicht um Interpretationen, die Antisemitisches detektieren wollen. Es geht vielmehr um die idiosynkratische Ausstellung von Sprachunfällen und Sprachwunden, um ebenso kontingente wie insistente Momente der Heimsuchung durch etwas, was – unter den Titel »Antisemitismus« gestellt – als dessen symptomatische Ausstreuerung wahrnehmbar wird.

2. Verwirbelung

Antisemitismus treibt in eine sprachliche Enge. In dieser Enge kommen Aggression und Angst auf. Spielraum für ein anderes Sprechen kann erst dann entstehen, wenn an der dichotomischen Starrheit, die nur vermeintlich Sicherheit und Orientierung schenkt – Judentum versus Christentum, Gesetz versus Liebe, tödlicher Buchstabe versus lebendiger Geist, Orient versus Okzident etc. – gerüttelt wird, wenn hier etwas durcheinander gewirbelt und produktiv verunsichert wird. Es ist nicht einfach, diese Starrheit sprachlich, gestisch, handelnd zu lockern. Es passiert selten, und es wäre eine interessante Aufgabe, solche Momente zu sammeln, als ein Schatz an Fällen und Fallbeispielen, Passagen und Stellen, die man immer wieder lesen könnte im Sinne der Einübung anderer Haltungen jenseits binärer Frontstellungen und auch jenseits symbiotischer Einheitsfantasien, von denen die Geschichte maßgeblich geprägt ist. Und wir wissen um deren tödlichen Ausgang.

Zu einer solchen noch zu schreibenden Sammlung würde für mich etwa Derridas gerade auf Deutsch erschienener Vortrag »Was ist eine ›relevante‹ Übersetzung?« zählen, in der er sich eingehend mit Shakespeares *Merchant of Venice* auseinandersetzt und die Frage aufwirft, wie die berühmt-berüchtigte Aussage Portias »When mercy seasons justice« nicht oder anders übersetzt werden könnte, um nicht noch einmal die gewaltsame Konversion, die in Shakespeares Stück zur Vernichtung des Juden Shylock treibt, übersetzend nachzuvollziehen.² Wenn Derrida diese Frage aufwirft, so tut er dies trickreich, indem er sich selbst – er, der Jude Derrida – als Portia ausgibt, sich als Portia verkleidet, die sich in Shakespeares Stück selbst verkleidet, nämlich als männlicher Rechtsgelehrter, um Shylock in der entscheidenden Gerichtsszene mit rhetorischer Macht zu vernichten. Derrida schlüpft, sich das Spiel der Travestie zu eigen machend, in unterschiedliche Rollen, in die Rolle von Portia, in die Rolle von Shylock und führt das Stück gleichsam noch einmal auf. Er schlägt sich dabei weder auf die eine noch auf die andere Seite, sondern schiebt, jede Seite von innen her dekonstruierend, die Urteilsfällung bis auf weiteres auf, was im Feld der starren Dichotomien

nicht einfach eine Zögerlichkeit ohne Akt darstellt, sondern ein aktives Aufbegehren gegen die Gewalt, die im Zug zur Entscheidung für oder gegen impliziert ist.

Zu einer solchen Sammlung würde für mich auch folgende Passage aus Lacans *Das Drängen des Buchstaben im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud* gehören:

Gewiss, der Buchstabe tötet, heißt es, während der Geist lebendig macht. Wir stellen das nicht in Abrede, [...] aber wir fragten auch, wie der Geist ohne den Buchstaben leben könnte. Die Ansprüche des Geistes blieben dennoch irreduzibel, wenn der Buchstabe nicht den Beweis erbracht hätte, dass er all seine Wahrheitswirkungen im Menschen zustande bringt, ohne dass der Geist sich auch nur im Geringsten darin einzumischen hätte.

Diese Offenbarung, es ist Freud, dem sie widerfuhr, und seine Entdeckung, er hat sie das Unbewusste genannt.³

Lacan schreibt hier die psychoanalytische Annahme des Unbewussten gewissermaßen als Drittes in die Dichotomie zwischen buchstäblichem und geistigem Sinn ein. Er fasst dabei den geistigen Sinn keineswegs als den Ort, in dem der tötende Buchstabe je aufgehoben wäre. Der »tötende Buchstabe« bedroht in Lacans Überlegung nicht einfach den »lebendigen Geist«, im Gegenteil: Ohne den Buchstaben könnte der Geist nicht lebendig sein. Darüber hinaus – und das ist vielleicht noch wichtiger – bemerkt er, dass unabhängig von den Ansprüchen und dem Selbstverständnis des Geistes der Buchstabe fortwährend »Wahrheitswirkungen« im Menschen tätig, mit denen das Bewusstsein nichts zu schaffen hat. Wir könnten auch sagen: von dem es nicht die geringste Ahnung zu haben scheint. Vor allem, wenn es sich als ein in sich selbst präsenter, von sich selbst ganz erfüllter Geist ausgibt.

Der Antisemitismus – so schreibt Jean-Luc Nancy im Vorwort zu Derrida, *Le dernier des Juifs* (ein Band, der postum zwei Essays vereint, in denen es im Kern um die »Zugehörigkeit ohne Zugehörigkeit zum Judentum« geht, u. a. auch in Auseinander-

setzung mit Sartres *Réflexions sur la question juive*) – gehe maßgeblich aus dieser Metaphysik der Präsenz hervor:

... Derrida se méfiait tout autant de s'identifier à une ›judéité‹ dont toute forme d'antisémitisme consiste justement à former une figure, une substance ou une hypostase. C'est pourquoi il se réclame d'une ›appartenance sans appartenance‹. Dénoncer l'antisémitisme ne doit surtout pas pour lui mener à une suridentification du ›juif‹. Il est même certain – on le montrera un jour – que Derrida savait combien l'antisémitisme procède d'une disposition profonde de la construction de la ›métaphysique de la présence‹ ...⁴

Wenn sich Derrida und Lacan in den genannten Beispielen Schlüsselmomenten des jüdisch-christlichen Konflikt- und Spannungsfeldes nähern, so streben sie weder eine Rekapitulation noch einen verstehenden Nachvollzug dieser Momente an. Vielmehr greifen sie darin etwas auf, entwenden etwas, setzen etwas hinzu: einen Widerstand (etwa die Weigerung, »when mercy seasons justice« als Figur der Aufhebung der Gerechtigkeit durch die christliche Gnade zu übersetzen, sondern vielmehr etwa das »Würzen« hervorzuheben, eine Geschmacksverstärkung, eine Metapher, die weder dichotomisch noch hegelianisch operiert), eine leichte Drehung bzw. eine dialektische Rückwendung (wie in Lacans Formulierung des Verhältnisses von Buchstabe und Geist).

3. Konzentrierung

Das allgemeine Entsetzen angesichts des Anschlags auf die Synagoge in Halle am 9. Oktober 2019 (ich benenne damit den eklatantesten Fall antisemitischen Terrors jüngster Zeit, tue dies aber nicht stellvertretend für die Vielzahl bzw. die stetig anwachsende Zahl antisemitischer Straftaten) steht – so meine Hypothese – in einem nicht genau bestimmbaren Verhältnis zur Tatsache, dass wir – und in dem Moment, da ich das schreibe, schließe ich aufgeklärte philosemitische Deutsche und mich selbst ein – etwa

den Wunsch aussprechen, wenn nicht für die »Judenfrage« eine »Endlösung« finden, so doch den »Antisemitismus« »ein für alle Mal erledigen zu wollen«, zumal wir als bundesdeutsche Gesellschaft unsere nationalsozialistische Vergangenheit längst »bis zum Vergasen« aufgearbeitet haben. Redewendungen, die wohl jede und jeder mehrfach gehört haben wird. Als immer wieder aufgepickte Satzketten pfeifen sie in meinen Ohren mit.

Die zusammengestellten Versatzstücke stellen auf laut, was in unserem Sprechen leise und latent mitspricht, ohne dass es sich als Meinung oder Bedeutung genauer fassen oder zusammenfassen ließe. Die verdichtete Zusammenstellung möchte vor allem die Streuung zeigen. Etwas lässt sich nicht unter einen Begriff bringen. Die Bestrebungen, etwas unter einen Begriff, einen Namen zu bringen, wie es etwa auch die Rede von »Auschwitz« als »Symbolort« für die Massenvernichtung tut, sind Abkürzungen, die den Blick verstellen darauf, dass das »univers concentrationnaire« der Nationalsozialisten ebenso konzentriert wie auch über ganz Europa verteilt gewesen ist. Der Ausdruck »univers concentrationnaire« stammt von David Rousset, dem französischen Widerstandskämpfer, Überlebenden des KZ Buchenwald.⁵ Rousset beschreibt gleich zu Beginn die Lage der Lager *mitte* im Land, *in der Nähe* der Städte. Das von ihm geschilderte *KZ-Universum* (so der deutsche Titel des Buches) ist weder verborgen noch abgeschieden von der bürgerlichen Gesellschaft des Deutschen Reiches, es ist vielmehr eine groteske Abwandlung der in der Gesellschaft dominierenden Kräfte. »Das konzentrationäre All« wäre ein alternativer Übersetzungsvorschlag, der im Kontext des in dieser Ausgabe veröffentlichten Beitrags »Lacan der Jude« von Jean-Claude Milner nahe liegt und den universalistischen Anspruch, der dem nationalsozialistischen Programm der Judenvernichtung zugrunde liegt, noch deutlicher hervorhebt.

4. Mischung

Für Anne-Lise Stern (1921–2013), in Berlin geborene Pariser Psychoanalytikerin, Überlebende des KZ Auschwitz-Birkenau, ist die deutsche Sprache, entgegen der Behauptung von Hannah

Arendt, sehr wohl »verrückt« geworden.⁶ Will heißen: Das Verhältnis des Subjekts zur deutschen Sprache ist ver-rückt; das traumatisierte Subjekt macht die verstörende, ja anhaltend bedrohliche Wirkung von bestimmten Namen und Wörtern hörbar und erkennbar. Stern schreibt, und das ist wiederum nur ein Beispiel unter vielen:

Auschwitz, das Wort, ich hab es zum ersten Mal im Zug gehört. Wie es in den Viehwaggon geraten konnte, das weiß ich nicht mehr – vielleicht zwischen Auschwitz und Birkenau. Ein Wort, schwer von Drohung; man würde uns *schwitzen* machen, Blut und Wasser, bis zum *aus*, *out*, danach nichts mehr. Aber der fremde Schock beim Auftauchen des Wortes mischte sich auch mit dem Ekel an einem mütterlichen Wort, *eine Schwitze*, eine Sauce, widerlich, eine weiße oder braune Mehlsauce. Diese Sauce – der Ekel wurde noch verstärkt durch die obszöne Freude, mit der sie das in ihrem Hamburger Zungenschlag betonte: *Ich mach' jetzt eine Schwitze*. Ich teile dieses persönliche klinische Beispiel mit, um verständlich zu machen, mit welcher absoluten Obszönität der Psychoanalytiker sich konfrontiert sieht: mit einer solchen Mischung.⁷

Aus der Schwitze tritt dann auch beißend der »Witz«. Es ist ein schmerzendes Wortspiel, das keine *jouissance* und keine Erleichterung bringt, sondern aus dem Symbolwort, aus der inzwischen abgenutzten Chiffre für die Massenvernichtung, schmierigen und stinkenden Schweiß der Sprache austreten lässt (meine Studierenden schreiben hingegen völlig arglos auffällig häufig »Auschwitz«, das Korrekturprogramm merkt das nicht).

Anne-Lise Stern schlägt vor, den Ausdruck »Auschwitz« wie eine Bildung des Unbewussten zu lesen, wie Freud sie in der *Psychopathologie des Alltagslebens* zusammengestellt hat.⁸ Mit dem Verweis auf Freuds Fallsammlung alltagspathologischer Fälle des Vergessens, Verlesens, Versprechens zeigt sie auch an, dass sich die Symptome nur in Form von Anekdoten adressieren und lose aneinanderreihen lassen.

Als Bildung des Unbewussten ist der Ausdruck »Auschwitz« nie bei sich, nie am Ort, den er bezeichnet; er ist nie in Ruhe, sondern er wandert, infiziert, streut. In diesem Sinne – das heißt im Sinne einer Streuung des vermeintlichen »Sammelbegriffs« »Auschwitz« – liest Stern Claude Lanzmanns Film *Shoah*, und lese ich etwa auch W. G. Sebalds Roman *Austerlitz*. Der Name »Auschwitz« wandert, kryptisch eingeschrieben und unausgesprochen im Namen des Protagonisten »Austerlitz« stets mit, an jeden Ort, in den es ihn auf seiner Odyssee durch Europa, auf der Suche nach seiner Herkunft, nach seiner Identität, verschlägt.

In Sebalds Roman *Austerlitz* streut auch das Wort »Lager«. Es bildet im Roman symptomatische Signifikantenketten, die bis in den intimen Schlafrum, das Bettlager, reichen und sich auch palindromisch verdrehen, bis ins *Regal* der Pariser Bibliothèque Nationale hinein, die für sich beansprucht, das ganze »Gedächtnis der Welt« zu sein. So – nämlich als »toute la mémoire du monde« – hatte der Filmemacher Alain Resnais die französische Einrichtung in einem kurzen Dokumentarfilm von 1956, nicht ohne Ironie, getauft. Dieses »ganze«, dieses *All*-Gedächtnis, Ende des 20. Jahrhunderts neu errichtet als vier gigantische Büchertürme im Südosten von Paris, weiß nichts davon, dass es just platziert ist auf einem Gelände, wo von 1942–1945 das Außenlager Austerlitz stand – ein Satellit des *camp de concentration* Drancy nördlich von Paris.⁹ Sebalds Roman benennt diese Überlagerung von Lager und Bibliothek in ein und demselben Raum; sein Protagonist wird davon unheimlich erfasst. Historiker rationalisieren und halten es für abwegig, aus dieser Überlagerung Schlüsse über die Funktionsweise unserer gegenwärtigen kulturellen Einrichtungen ziehen zu wollen.¹⁰

5. Unheimliche Reime

Lager, übersetzt: Camp. Claude Lanzmanns Film *Shoah*, der nicht zuletzt eine riesige Übersetzungsanstrengung ist, reimt an bestimmten Stellen das Wort »camp« auf »champ«, Lager auf Feld, und umgekehrt. Und zwar in jenen Passagen, in denen Lanzmann polnischen Bauern begegnet, die unberührt davon

berichten, wie sie in direkter Nähe des Lagers von Treblinka ihre Felder bestellt haben und das nicht sehen durften. Das Textbuch zu *Shoah* setzt die Zeugenaussagen und Lanzmanns Fragen wie Verse. Die graphische Markierung der Aussagen als Verse treibt den beißenden Reim zwischen »camp« und »champ« überhaupt erst hervor. Die Versifikation macht etwas hörbar, was in kein thetisches Sprechen je übersetzt werden kann:

Paysans de Treblinka

Il avait un champ situé à cent mètres du camp.
Et il travaillait aussi pendant l'occupation.

Il travaillait dans son champ?

Oui.

Alors il a vu comment on asphyxiait les Juifs,
il a entendu comment ils criaient,
il a vu tout cela.

Il y avait une petite élévation de terrain
et de là, il pouvait voir pas mal de choses.

Qu'est-ce qu'il dit, lui?

On ne pouvait pas s'arrêter et regarder. C'était interdit,
parce que les Ukainiens leur tiraient dessus.

*On leur permettait de travailler dans leur champ
même si leur champ était à cent mètres du camp?*

On pouvait, oui, on pouvait,
de temps en temps il jetait un coup d'œil,
quand les Ukrainiens ne le regardaient pas.

Mais alors, il travaillait les yeux baissés?

Oui.

Etwas, semantisch kaum fassbar, kommt hier am Saum des Gesprochenen durch das Französische – und nur dort – symptomatisch an die Sprachoberfläche. Man kann es deuten, als Antisemitismus der polnischen Bauern, als Feigheit, als stupides Weitermachen, aber der Exzess in der Sprache, der sich an dieser Stelle bildet, schießt über jeden dieser Erklärungsversuche hinaus. Lanzmanns *Shoah* ist voller solcher Momente.

Ein anderer Fall von sprachlichem Überschuss, wiederum nur anekdotisch einkreisbar, ist folgender: Während eines Wochenendseminars im Herbst 2010 zu Freuds Studie *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, das in einer idyllischen Berghütte im Chiemgau stattfand, fiel, als ich am Morgen im Gästezimmer erwachte, mein Blick auf ein kleines Bücherregal, ein Buchrücken stach hervor, auf dem in großen Lettern geschrieben stand: *Das grosse Lagerbuch*. Ich griff danach. Der Autor: Walter Scherf, erschienen 1954. Ich schlug es auf:

Wir suchen den Wald. Wir suchen jene Landschaft, die in Ruhe und Gleichmaß in ihren nicht vom Menschen geschaffenen Ordnungen wächst, in der die Gewässer aus einer anderen Hand rinnen, und in der die Felsen ihre alte, bedeutsame Sprache sprechen.¹²

Ich konsultierte das Inhaltsverzeichnis am Ende des Bandes:¹³

Vorwort	5
Den Lagerplatz anschauen	7
Der Buchenwald	9
Der Eichenwald	12
Der Kiefernwald	17
Der Fichtenwald	19
Die Moore	22
Die Gewässer	25
Die Seen	28
Das Meer	31
Umschau halten bei den Zelten	35
Die quadratische Zeltbahn	38
Die dreieckige Zeltbahn	47
Die Kohte	53
Handelsübliche Zelte	58

Ein wichtiger Vergleich	61
Materialzelte und andere Behelfe	63
Endgültige Zeltrechnung	68
Das Errechnen der Zeltkosten	74
Was jeder mit ins Lager bringt	77
Die Schlafdecke	79
Die Zeltbahnen	83
Die Kleidung	87
Vom Inhalt einer Hosentasche	93
Fahrtmesser	95
Aluminium	97
Waschen und Putzen	102
Das Lager hat einen Spielgedanken	105
Expeditionen	108
Indianer	111
Die Jagdgründe	113
Heiducken	115
Die Bootbauer	120
Die herrenlosen Ergänzungen	123
Fotoapparate	126
Das Spiel der drei Striche	131
Musikinstrumente	137
Das Lieblingsbuch	145
Schnitzmesser	149
Allerlei Zeichengerät	154
Fernglas und Lupe	160
Schwimmflossen und Tauchbrille	165

Ein Fundstück, ein schlechter Witz. Ich habe damals die Tochter des Hüttenbesitzers gebeten, mir das Buch zu leihen, ich trage es seither mit mir, habe es nie zurückgegeben. Es ist ein entwendetes Buch, das ich mir doch nicht angeeignet habe, ein Fremdkörper seither in meiner Bibliothek, da hineingerückt oder verrückt, das *unverrückbare* Zeichen dafür, dass der Gewalt, die sich scham- und scheinbar harmlos im Gebrauch der deutschen Sprache bis heute alltäglich fortsetzt, hermeneutisch nicht zu begegnen ist. Denn hermeneutisch diesem Phänomen zu begegnen, heißt: das Drängen des Buchstäblichen darin durchzustreichen und es im Namen des Geistes zur Vernunft gerade zu biegen, ohne den Skandal überhaupt wahrnehmen zu müssen, dass man 1954 ein Pfadfinderbuch mit Gebrauchsanweisungen zum Lagerbau als *Das grosse Lagerbuch* veröffentlichen konnte,

das mit dem Bau eines Lagers im Buchenwald beginnt – wovon übrigens abgeraten wird. Denn:

Der Buchenwald scheint dem Lager feindlich. Seine Hallen sind leer, und das Licht ist vielfach gefiltert. Aber die tiefen Verwehungen vorjährigen Laubes hält er zum ausgelassenen Spiel bereit. Und da zeigt es sich, daß ein guter Buchenbestand im Rücken eines Lagers mancherlei Vorteile bringt.¹⁴

6. Verdachtshermeneutik

In diesem Echoraum steht, anachronistisch, aber doch hörbar, Annette von Droste-Hülshoffs Novelle *Die Judenbuche*. Sie ist 1842 erschienen und verknüpft in weitgehend undurchsichtiger Weise den damals weit verbreiteten Holzdiebstahl mit der Geschichte des Mords an dem Juden Aaron (einem Kreditgeber oder Gläubiger, wie man sagt). Die geschilderte Dorfbevölkerung ist offen antisemitisch. Vom vermutlichen Mörder, dem Protagonisten Friedrich Mergel, der selbst ein Außenseiter ist, sind indes keine antisemitischen Bemerkungen bekannt. Beide Delikte – Holzdiebstahl und Mord –, werden weitestgehend parallel dargestellt und nur über Verdachtsmomente mit dem Protagonisten Friedrich Mergel verknüpft, dem ein Doppelgänger mit dem Namen Johannes Niemand beigelegt ist. Der Mord an Aaron findet in der Nähe einer Buche statt, die schon vorher als Ort anderer unaufgeklärter Todesfälle (der Tod von Friedrichs Vater, vermutlich im Suff, der Tod des Försters Brandis, mit einer Axt erschlagen) erwähnt wird. Die jüdische Gemeinde kauft dem Baron, dem die Ländereien und Wälder gehören, die Buche ab. Durch eine hebräische Inschrift, mit der Axt in die Rinde gekerbt, wird sie zu einem Mahnmal. Friedrich, als Mörder verdächtigt, ist unterdessen verschwunden und kehrt erst nach 24 Jahren, zunächst von der Dorfbevölkerung als sein Doppelgänger Johannes Niemand identifiziert, als alter und gebrochener Mann ins Dorf zurück. Kurze Zeit darauf erhängt er sich an besagter Buche, die in der Novelle »Judenbuche« genannt wird. Nach seinem Selbstmord wird vom Erzähler die

zuvor auf Hebräisch wiedergegebene Inschrift in der Bucherinde übersetzt. Lesbar wird eine Variante des alttestamentarischen *ius talionis*: »Wenn du dich diesem Ort nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast.«¹⁵

Diese allzu knappe Vergegenwärtigung der Novelle ist selbst nicht frei von interpretatorischen Momenten. Das Problem aber, das die Novelle behandelt, ist eben das der Interpretation. Nicht die Tatsache, dass es mehr oder weniger gute Interpretationen gibt, ist das Problem, sondern dass die Novelle einen Interpretationszwang hervorruft, der weitestgehend unreflektiert geblieben ist, nicht zuletzt im deutschen Gymnasialunterricht, wo die Novelle seit Jahrzehnten zum Lehrplan gehört. Der Widerstand gegen die Interpretation, den ich hier laut werden lasse, ist der unheimlichen Tatsache geschuldet, dass – überspitzt gesagt – ganz gleich wie gedeutet wird, ganz gleich, auf welche Seite sich die Deutungen schlagen, diese antisemitisch raus kommen. So blendet eine dominante Linie der Schul- und Universitäts-Germanistik die antisemitische Problematik, die in der Novelle manifest ist, systematisch aus, allerhöchstens werden die antisemitischen Äußerungen mancher Figuren auf der Handlungsebene bemerkt und als historisches Zeitkolorit normalisiert. Diesen Deutungsansätzen stehen auf der anderen Seite neuere Interpretationen gegenüber, die diese Ausblendungen zurecht kritisieren und Verdrängung oder gar Verleugnung des in der Novelle ausgeprägten Antisemitismus denunzieren. Die wichtigste und radikalste Interpretation in dieser Hinsicht hat die amerikanische Germanistin Martha Helfer vorgelegt. Helfer liest akribisch und buchstäblich. Sie demontiert die expliziten Dichotomien zwischen der christlichen (aber irgendwie vom Pfad der christlichen Tugend abgekommenen) Dorfbewölkerung, der Außenseiterfamilie Mergel einerseits und den jüdischen Figuren andererseits. Sie bringt dadurch etwas in Bewegung. Sie liest die Novelle als Symptom der Judenemanzipation in Deutschland im 19. Jahrhundert. Sie schreibt: »Dieser Text handelt von der Unfähigkeit der christlichen Gesellschaft, ›den Juden‹ in ihrer Mitte zu erkennen.«¹⁶ Dieser Befund, so zutreffend er sein mag, führt bei Helfer dann aber zu einer fast zwanghaft anmutenden, kriminalistisch-hermeneutischen Suche nach dem »Juden« in vielen

Figuren, die von der Novelle nicht explizit als Juden gekennzeichnet sind. Helfers Deutung vergeistigt dadurch gewissermaßen nachträglich, was sie buchstäblich findet. Das läuft auf eine Verdachtshermeneutik hinaus, die sie mit den Antisemiten in fataler Weise teilt. Das Ergebnis ist ein innerhermeneutischer Meinungsstreit – eine Art Glaubensangelegenheit: Der oder die eine »glaubt«, die Novelle sei zutiefst antisemitisch (Helfer spricht in der Tat von »Glaube«¹⁷); der oder die andere glaubt das Gegenteil.

Warum führt die hermeneutische Interpretation hier in eine Sackgasse? *Die Judenbuche* ist eine Novelle, die Leerstellen vermehrt und streut. Sie wird daher oft als Kriminalnovelle bezeichnet. Im Unterschied zur klassischen Kriminalnovelle jedoch gibt es in der *Judenbuche* keine verlässliche Instanz, die das Verbrechen zuverlässig aufdecken würde. Die aufgerufenen Instanzen sind, wenn überhaupt erwähnt, nachlässig, sie kommen zu spät, sie tapen im Dunkeln, und auch die wichtigste Instanz – die Erzählerinstanz – gibt keine Orientierung. Sie verunklärt, sie ist selbst auf undurchsichtige Weise in das unausgesprochene Schweigegebot verwickelt, das unter den Figuren herrscht. Das macht die Novelle ebenso spannend wie auch anfällig für eine Hermeneutik, die in ihrem Drang, eine gelungene Deutung hervorzubringen, die von der Novelle gestreuten Leerstellen derart füllt, dass sie ein kohärentes Erzählgeschehen konstruiert. Eine akribisch kohärente Deutung berührt vermutlich den – mit Lacan gesprochen – *realen* Punkt der Erzählung; indem sie diesen aber vollständig ins Symbolische zu übersetzen versucht, nimmt sie unweigerlich paranoische Züge an.

Die Psychoanalyse, vor allem in den Abzweigungen, die zur Psychologisierung neigen, nicht zuletzt auch gerade dann, wenn sie sich im Feld der Literaturwissenschaft artikuliert, ist selbst anfällig für Verdachtshermeneutik. Sie weiß aber auch oder sollte es wissen – gerade vor dem Hintergrund von Sophokles' Drama *König Ödipus* – um die Gefahr des Deutungszwangs. Gerade an dem Punkt, wo Ödipus zu viel deutet, gilt es, um sein Schicksal nicht fortwährend zu wiederholen, vom Paradigma der Deutung – im Sinne des unbedingten Aufdecken-Wollens eines

Ursprungs, einer eindeutigen Wahrheit – Abschied zu nehmen. Den Deutungen der *Judenbuche*, vor allem die Identität des Protagonisten betreffend, liegen unausgesprochen Voreinstellungen darüber zugrunde, was und wie ein Jude *ist*. Dadurch neigt die Deutung zur wunscherfüllenden Einholung der unausgesprochenen Voreinstellung. Anders gesagt: Die Voreinstellung wird deutend zur Bedeutung der Novelle erhoben. Als semantisierendes Verfahren leistet die Deutung dem Imaginären Vorschub; Projektionen füllen die Leerstellen, konstituieren Identitäten und Dichotomien. Die Erzählanlage der Novelle begünstigt, dass wir deutend in die semantische Falle geraten, die eine antisemitische ist, insofern der Antisemitismus eine extreme Ausprägung von Semantismus ist. Die einzige Chance, dieser Falle zu entkommen, besteht darin, der unwiderstehlichen Lust zu deuten zu widerstehen.

7. Anreicherung

Den Sog zur Deutung selbst verspürend, auch in meinen Ausführungen, die dafür plädieren, diesem zu widerstehen, versuche ich, mich am Rand von Droste-Hülshoffs Novelle, am Rand der Deutung zu halten. Am Rand gibt es wenig Elemente, die Halt geben; der Rand ist von Resten geprägt: von Sprachresten und von Resthaftem an den Wörtern selbst; von dem, was sich in ihnen angelagert hat, was neben ihrer Bedeutung liegt, über ihre Bedeutung hinaussteht. Am Rand begegnet mir »Judenbuche« wieder. Der Name klingt nun anders. Anders als innerhalb des Deutungsrahmens, wo er als Titel der Novelle auf die bestimmte Buche in der Erzählung verweist, die zum jüdischen Mahnmal wird, das zur Vergeltung aufruft gegen den Mord am Juden Aaron. Die in die Buche eingeschriebenen Lettern werden vom Erzähler selbst entziffert. Sie werden sich am Ende der Erzählung in ihrer performativen Kraft an Friedrich Mergel, dem Protagonisten und verdächtigten Mörder vollzogen haben, wenn er sich selbst an besagter Buche erhängt.

Der Name »Judenbuche« ist in der Novelle ein gesättigter Signifikant. Er bildet gerade keine Leerstelle. Das hermeneutische Begehren, das darauf aus ist, die zahlreichen Leerstellen der

Novelle zu füllen, überliest gerade ihn. Und überliest so, dass nicht so sehr der so genannte Baum den Ort des Unheils darstellt, sondern dass der Name selbst von einer unheimlichen Gewalt zeugt. Der Name stammt aus dem Mund von Nicht-Juden. Er impliziert eine Stigmatisierung. Er ist gegen die Juden, gegen den verfluchten Baum gerichtet, der in der Novelle, als einziger Baum, als Rest, in einer zuletzt abgeholzten, einst waldigen Gegend stehen bleibt.

Was hat es mit der Gewalt dieses Namens, dieses Titels, dieses Kompositums auf sich? In der deutschen Sprache sind Komposita sprachökonomische Informationsverdichtungen. Die Linguistik unterscheidet Determinationskomposita, Possessivkomposita, Kopulativkomposita, Rektionskomposita. Oft ist die Zuordnung nicht eindeutig. Eine Tendenz zur Idiomatisierung, durch die das logische Verhältnis zwischen dem ersten und dem zweiten Wortstamm verundeutlicht wird, ist darin potenziell angelegt. In »Judenbuche« neigt sich das Possessivkompositum zum Determinationskompositum. Der Erwerb der Buche durch die Juden wird umgemünzt zu einem Sein. Die Tätowierung des Baumes wird zur sprachlichen Stigmatisierung. Als Stigma verknüpft sich das Wort mit anderen Komposita, die nach dem gleichen Prinzip gebildet sind: Judennase, Judenschwein, Judenfrau, Judenaffe, Judenbart, Judengenossen, Judenkäse, Judenkrankheit, Judenporzellan, Judenzopf – Komposita, die größtenteils durch Luther – dem großen Spracherneuerer – der deutschen Sprache aufgeprägt worden sind. Im Nationalsozialismus kommen zahlreiche Juden-Komposita hinzu: Judenstern, Judenboykott, Judenrummel, Auslandsjude, Judenhaus ... Die »Judenfrage«, ebenfalls aus diesem sprachökonomischen Zug heraus geprägt, zeitigt – wo sie auftaucht – bei Bruno Bauer, bei Theodor Herzl, in der Wannseekonferenz – stets eine Antwort im Sinne der Forderung nach einer zügigen Lösung. Sartre macht deutlich, dass die »Judenfrage«, sobald sie gestellt wird, immer schon eine antisemitische Frage ist.¹⁸

Es ist vor diesem Hintergrund allzu simpel, die »Judenbuche« als eine Buche zu verstehen, welche die jüdische Gemeinde erworben und zu einem Mahnmal gemacht hat – und die auch wieder zur Buche eines anderen werden könnte. Die

Benennung des Mahnmals als »Judenbuche« durch diejenigen, die in der Novelle den Juden Aaron gegen ein »Schwein«¹⁹ aufwiegen wollen, enteignet die Buche ihrer Mahnmalsfunktion, macht sie zu einem ontologischen Unheilsort.

Die Umwendung des Namens »Judenbuche« vom Possessivkompositum ins Determinationskompositum, gleichsam unter der Hand, unter der Schwelle von Grammatik und Semantik, bedingt dessen »Anreicherung«. »Angereichert« im Sinne von Paul Celan, der in seiner *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen* schrieb:

Sie [die Sprache] ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, »angereichert« von all dem.²⁰

»Angereichert« im Sinne von Victor Klemperer, der schrieb:

Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.²¹

Ist es Zufall, dass meine Gewährsleute für ein anderes Hören auf die Sprache – Derrida, Lanzmann, Stern, Celan, Klemperer –, mit Ausnahme von Lacan und Sebald, jüdisch sind?

8. Anasemie

Der Name »Judenbuche«, jenseits seiner Benennung des einzig stehen gebliebenen Baums in der einst waldigen und vom Holzdiebstahl verwüsteten Gegend, ragt über das Ende der Erzählung hinaus. Einer sprachlich-assoziativen Dynamik geschuldet verbindet sich »Judenbuche« mit »Buchenwald«, dem Lagerplatz in Walter Scherfs *Das grosse Buch der Lager*, dem Lager vor den Toren Weimars, das Himmler qua Befehl auf diesen Namen getauft haben soll. Buchenwälder waren aufgrund der glatten und hohen Stämme der Buchen übrigens auch das »gotische« Vorbild für Albert Speers Lichtdom.

Zeichen – Seme – streuen aus, sie bilden, jenseits der Semantik, der Lehre vom Funktionieren der sprachlichen Zeichen, anasemische Interferenzen. »Anasemie« ist ein Ausdruck der beiden Psychoanalytiker Nicolas Abraham und Maria Torok.²² Mit ihm wird jener vom Unbewussten her verstandene Moment adressiert, in dem im Zuge einer Designifikation einzelne Silben jenseits von Grammatik und Semantik freigesetzt werden und, verteilt auf unterschiedliche Wortträger, sich nach unbewussten Zusammenhängen wieder zu neuen Signifikanten zusammenfügen. Mit den daraus entstehenden weit zerstreuten Mischbildungen und Verzweigungen hat jene Psychoanalyse zu tun, von der Anne-Lise Stern in der anfangs zitierten Passage spricht. Von ihr leitet sich ein Lesen und Hören ab, das den Verirrungen der Signifikanten weitestgehend nachspürt und dabei den Zusammenschluss von Wort und Sein so weit wie möglich aufschiebt.

Der assoziative Kurzschluss – ein Funken, der Bedeutung eher durchschlägt als konstituiert – zwischen »Judenbuche« mit »Buchenwald« ist vielleicht ebenso naheliegend wie ver-rückt. Google funktioniert im übrigen auch so, nur dass der Google-Algorithmus kein Bewusstsein davon hat. Kein Bewusstsein heißt in diesem Fall reines Bewusstsein: Es fehlt die Spaltung, mit der das metonymische Gleiten der Signifikanten überhaupt erfasst werden könnte. Unter der Eingabe des Suchworts »Buchenwald« tauchen heute keine Bilder von schönen deutschen Buchenwäldern auf, sondern Bilder vom Eingangstor des Konzentrationslagers mit der Aufschrift: »Jedem das Seine«, Bilder von *ausgemergelten* Körpern und von erhängten KZ-Insassen ... —

- 1) Aus der Fülle jüngerer Publikationen nenne ich hier exemplarisch: Benz, Wolfgang: *Antisemitismus. Präsenz und Tradition eines Ressentiments*, Schwalbach 2015, Wochenschau-Verlag; Brumlik, Micha: *Antisemitismus. 100 Seiten*, Stuttgart 2000, Reclam; Bergmann, Werner: *Geschichte des Antisemitismus*, München 2002, C.H. Beck; Longerich, Peter: *Antisemitismus, eine deutsche Geschichte: Von der Aufklärung bis heute*, München 2021, Siedler; Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Kritische Auseinandersetzung mit Antisemitismus. 11 Aktivitäten für die schulische und außerschulische politische Jugend- und Erwachsenenbildung* (= Gekonnt Handeln; 01), Bonn 2016, bpb
- 2) Vgl. Sauter, Caroline; von der Osten, Esther (Hg.): *Was ist eine ›relevante‹ Übersetzung? Arbeiten mit Derrida*, Bielefeld 2022, transcript; darin insb. Derrida, Jacques: »Was ist eine ›relevante‹ Übersetzung«, übers. von C. Sauter und E. von der Osten (S. 45–86) sowie Levine, Michael G.: »Die Erfahrung des Unmöglichen« (S. 143–158) und Kasper, Judith: »Derridas Travestie« (S. 127–142)
- 3) Lacan, Jacques: »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud«, in: ders.: *Schriften. Band I*, übers. von H.-D. Gondek, Wien 2015, Turia + Kant, S. 582–626, hier: S. 602
- 4) Nancy, Jean-Luc: »Avertissement«, in: Derrida, Jacques: *Le dernier des Juifs*, Paris 2014, Galilée, S. 11; »Derrida misstraute der Identifikation mit einer ›Jüdischkeit«, aus der jede Ausprägung von Antisemitismus just eine Figur, eine Substanz oder Hypostase formt. Daher besteht er auf einer ›Zugehörigkeit ohne Zugehörigkeit«. Den Antisemitismus zu denunzieren, darf für ihn vor allem zu keiner Überidentifikation des ›Jüdischen‹ führen. Sicher ist – man wird es eines Tages zeigen –, dass Derrida genau wusste, in welchem starkem Maß der Antisemitismus aus der Tiefenstruktur der Konstruktion einer ›Metaphysik der Präsenz‹ hervorgeht.« (Übersetzung von J. K.)
- 5) Rousset, David: *L'univers concentrationnaire*, Paris 1946, Edition du Pavois; ders.: *Das KZ-Universum*, übers. von O. Radetzka und V. Weichsel, mit einem Nachwort von J. Adler, Erläuterungen von N. Bertrand, Berlin 2020, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag
- 6) »Es ist ja nicht die deutsche Sprache gewesen, die verrückt geworden ist.« Vgl. Arendt, Hannah: »Fernsehgespräch mit Günter Gaus«, in: dies.: *Ich will verstehen – Selbstauskünfte zu Leben und Werk*, München/Zürich 2007, Piper, S. 46–72, hier S. 61
- 7) Stern, Anne-Lise: *Früher mal ein deutsches Kind. Auschwitz, Geschichte, Psychoanalyse*, übers. von E. Reinke, Gießen 2020, Psychosozial-Verlag, S. 179 (Übers. modifiziert von J. K.); »Auschwitz, le mot, je l'ai entendu pour la première fois dans le train. Comment était-il entré dans le wagon à bestiaux, je ne le sais plus – entre Auschwitz et Birkenau peut-être. Un mot lourd de menaces: on allait nous faire suer, *schwitzen*, suer sang et eau, jusqu'à *aus*, *out*, plus rien. Mais le choc étrange au surgissement du mot se fondait aussi sur le dégoût d'un mot maternel, *eine Schwitze*, une sauce, dégoutante, à la farine, blanche ou brune – un roux, dégoût renforcé par le plaisir obscène qu'elle mettait à le prononcer, avec son accent de Hambourg: *Ich mach' jetzt eine Schwitze*, je vais faire un roux. Cet exemple clinique personnel pour faire entendre à quelle obscénité absolue le psychanalyste est confronté: à cette sorte

- de mélange-là« (Stern, Anne-Lise: *Le savoir-déporté: Camps, histoire, psychanalyse*, Paris 2004, Seuil S. 190 f.)
- 8) Ebd., S. 180, frz. S. 191
 - 9) Siehe dazu auch Kasper, Judith: *Der traumatisierte Raum. Insistenz, Inschrift, Montage bei Freud, Levi, Kertész, Sebald und Dante*, Berlin 2016, de Gruyter, v. a. S. 177–186
 - 10) Siehe Dreyfus, Jean-Marc; Gensburger, Sarah: *Des camps dans Paris: Austerlitz, Lévitane, Bassano. Juillet 1943–août 1944*, Paris 2003, Fayard, S. 290
 - 11) Lanzmann, Claude: *Shoah* Préface de Simone de Beauvoir, Paris 1997, Gallimard S. 48 (die typografische Setzung – etwa die eingerückte Absetzung und Kursivierung von Lanzmanns Fragen – ist im Zitat der Buchausgabe genau nachempfunden). Siehe dazu ausführlicher Kasper, Judith: »Augenweide. Catastrophe, Spectacle and Linguistic Accidents in Claude Lanzmann's Shoah«, in: Jörg Dünne, Gesine Hindemith, Judith Kasper (Hg.), *Catastrophe & Spectacle. Variations of a Conceptual Relation from the 17th to the 21st Century*, Berlin 2018, Neofelis, S. 159–168; »Bauern von Treblinka: Er hatte ein Feld, hundert Meter vom Lager entfernt./ Und er hat auch während der Okkupation gearbeitet./ Er hat auf seinem Feld gearbeitet?/ Ja./ Da hat er gesehen, wie die Juden vergast wurden,/ er hat gehört, wie sie schrien, er hat alles gesehen./ Es gab eine kleine Bodenerhebung,/ und von dort aus konnte er ziemlich viel sehen./ Und was sagt er?/ Man durfte nicht stehenbleiben und hinsehen./ Das war verboten, weil die Ukrainer auf sie schossen./ Man erlaubte ihnen, auf ihrem Feld zu arbeiten, selbst wenn ihr Feld hundert Meter vom Lager entfernt war?/ Das durfte man, ja, das durfte man, von Zeit zu Zeit hat er einen Blick hinübergeworfen,/ wenn die Ukrainer ihn nicht beobachteten./ Also hat er mit gesenktem Blick gearbeitet?/ Ja« (Claude Lanzmann, Shoah. Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir, übers. von N. Börnsen und A. Kamp, Grafenau 1999, Trotzdem Verlag, S. 29–30)
 - 12) Scherf, Walter: *Das grosse Lagerbuch*, Recklinghausen 1954, Paulus, S. 5
 - 13) Ebd., S. 431
 - 14) Ebd., S. 9
 - 15) von Droste-Hülshoff, Annette: *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen*, hg. von Yomb May, Stuttgart 2014, Reclam, S. 58
 - 16) Helfer, Martha B.: *Das unerhörte Wort. Antisemitismus in Literatur und Kultur*, übers. von Ch. Fricker, Göttingen 2013, Wallstein, S. 128
 - 17) Ebd., S. 127
 - 18) Vgl. Sartre, Jean-Paul: *Überlegungen zur Judenfrage*, Reinbek bei Hamburg 2020, Rowohlt
 - 19) Droste-Hülshoff, *Die Judenbuche*, S. 39
 - 20) Celan, Paul: »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen«, in: ders.: *Der Meridian und andere Prosa*, Frankfurt a. M. 1983, Suhrkamp, S. 37–39, hier: S. 38
 - 21) Klemperer, Victor: *LTI. Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen*, München 1969, dtv, S. 23
 - 22) Abraham, Nicolas; Torok, Maria: *Cryptonymie. Le verbiage de l'homme aux loups*, Paris 1976 Aubier Flammarion; Abraham, Nicolas; Torok, Maria: *Kryptonymie. Das Verbarium des Wolfsmanns. Vorangestellt FORS von Jacques Derrida*, übers. von W. Hamacher, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1979, Ullstein